

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit**

**Gomperz, Heinrich**

**Jena, 1904**

Sokrates I. Vierte Vorlesung.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8057**

# SOKRATES I

## VIERTE VORLESUNG

Geehrte Zuhörer!



Die äußeren Hindernisse, die sich unserer Kenntnis des Sokrates in den Weg stellen, haben wir nun überwunden: wir haben gesehen, welchen Berichten wir vertrauen können; daß wir dem Aristoteles glauben müssen hinsichtlich der Lehre, dem Platon hinsichtlich der Persönlichkeit, und beider Angaben kontrollieren an den Idealen und Theorien der Jünger. Von der Persönlichkeit sollten wir nun den Ausgang nehmen; denn sie ist, in diesem Falle mindestens, das Grundlegende und Entscheidende. Doch da treten meiner Darstellung alsbald die inneren Schwierigkeiten entgegen.

Es sind deren im Grunde zwei. Die Persönlichkeit eines Menschen können wir nur erkennen in seinem Leben. Ein Leben aber können wir nur erfassen entweder in seiner Breite, oder in seinen Höhepunkten. Wir können das Wesen und die Art eines Mannes auf uns wirken lassen: einmal, indem wir die gewohnte Stimmung seines Alltagsdaseins in uns aufnehmen, und so einen Gesamteindruck in uns erzeugen; sodann, indem wir ihn in jenen seltenen Einzelaugenblicken betrachten, wo er all seine Kräfte und Anlagen zusammennimmt und den Grundzug seines Seins offenbart.

Allein von solchen außerordentlichen Ereignissen im Leben des Sokrates wissen wir wenig. Was ist damit gewonnen, wenn ich Ihnen sage, daß er einige Schlachten mitgemacht und sich dabei durch ungewöhnliche Tapferkeit ausgezeichnet hat?

Daß er, einmal durchs Los zur Teilnahme an der Leitung der Volksversammlung berufen, um den Buchstaben des Gesetzes zu wahren, den Drohungen einer wütenden Menge getrotzt hat? Daß er, als die demokratische Staatsverfassung auf kurze Zeit von der oligarchischen Herrschaft der sogenannten 30 Tyrannen abgelöst wurde, sich furchtlos geweigert hat, zu der ungesetzlichen Verhaftung des Leon von Salamis die Hand zu bieten?

Über den platonischen Schilderungen des sokratischen Alltagslebens aber liegt ein Zauberduft, den jeder Versuch verscheucht, einzelne Stellen aus dem Zusammenhange zu reißen oder durch allgemeine Worte die gemeinsamen Züge jener anschaulichen Einzelheiten herauszuheben. Ich kann Ihnen sagen, daß Sokrates den angestammten Bildhauerberuf vernachlässigte, und daß seine häuslichen Verhältnisse von großer Dürftigkeit waren. Ich kann Ihnen von der sprichwörtlichen Einfachheit und Mäßigkeit seines Lebens reden; Ihnen erzählen, wie er die Tage damit verbrachte, auf dem Markt, in den Ringschulen, kurz an allen öffentlichen Orten mit älteren und jüngeren Mitbürgern sich zu unterreden; wie er in diesen Unterredungen, halb angeregt durch eine zufällige Wendung des Gespräches, halb die Gelegenheit suchend, über ein ihn beschäftigendes Problem zur Klarheit zu gelangen, bald die Führung des Gespräches übernimmt; wie er durch die wunderlichsten Fragen und an der Hand der alltäglichsten Beispiele (von Eseln und Pferden, Schneidern und Schustern), unter steter Betonung seiner Unwissenheit und seines Wissensdurstes den Anderen auffordert, über seine scheinbar einfachsten und klarsten Begriffe Rechenschaft abzulegen; wie sein Kreuzverhör diesen bald in Verwirrung bringt, bald wieder zu neuen Klärungs- und Lösungsversuchen anregt; wie sich diese Erörterungen mit Vorliebe um die Grundbegriffe des praktischen Lebens bewegen, so daß der Mitunterredner sich bestürzt als zu jedem Handeln und Wirken unfähig erscheint, und ihm, bald unter mißmutigem Groll, bald auch unter Tränen, die eigene Unzulänglichkeit zum Bewußtsein gebracht wird; — aber ich muß zweifeln, ob solche

Mitteilungen imstande sind, das leibhaftige Bild des Sokrates in Ihnen zu erwecken.

Andererseits können wir im Rahmen dieser Vorlesungen diesem Bilde nicht auf den Wegen Platons uns nähern, und den Mann, sein Wesen und Wirken im Rahmen der mannigfaltigen, ihm zugehörigen Umgebungen kennen lernen. Ich kann Sie nicht an der Hand des platonischen „Lysis“ in die Ringschule führen, an der des „Laches“ auf den Markt, an der des „Protagoras“ in die Sophistenversammlung, an der des „Gastmahls“ zum nächtlichen Schmause, wo Sokrates, nachdem unsterbliche Reden gewechselt wurden, alle anderen, und selbst den Gastgeber, unter den Tisch trinkt, um alsbald, klaren Kopfes und ruhigen Geistes, wieder seiner gewohnten Lebensweise nachzugehen. Diejenigen, welche den Meister, vom Jünger geführt, auf diesen Gängen im Geiste begleitet haben, bilden eine, über alle Länder und Zeiten zerstreute, über alle Grenzen der Sprache und des Glaubens hinausgreifende Gemeinschaft. Allein zu ihr führt kein anderer Eingang als das Studium Platons. Wir müssen uns hier mit einem sehr unvollständigen Ersatzmittel begnügen: einem Surrogat, dessen glücklichen Besitz wir der großen Katastrophe verdanken, die über Sokrates am Ende seines Lebens hereingebrochen ist.

Im Jahre 399 v. Chr. nämlich, als der Meister über 70 Jahre alt geworden war, ward gegen ihn eine Klage eingebracht, deren Wortlaut viele Jahrhunderte später der Gelehrte Favorinus<sup>1</sup> nach Einsicht in den im athenischen Archiv aufbewahrten Originalakt so angegeben hat: „Meletos, Sohn des Meletos, von Pitthos, hat gegen Sokrates, Sohn des Sophroniskos, von Alopeke, folgende Klage eingebracht und beschworen: Sokrates ist schuldig, die Götter nicht anzuerkennen, welche die Stadt anerkennt, sondern ein anderes, neues Geisterwesen einzuführen; er ist ferner schuldig, die Jugend zu verderben. Beantragt wird die Todesstrafe.“ Um gegen diese Anklage sich zu verteidigen, erschien Sokrates vor der großen, aus 500 oder

<sup>1</sup>) Bei Diog. Laert. II. 40.

600 Bürgern bestehenden Jury. Meletos und seine beiden Mitankläger Anytos und Lykon hielten ihre Anklagereden. Von Belastungszeugen ist nichts überliefert. Und dann hielt Sokrates seine Verteidigungsrede. In welchem Sinne nun Platons Bericht über diese Rede aufzufassen ist, habe ich Ihnen neulich auseinandergesetzt. Es hat sich ergeben, daß er zwar nicht als eine geschichtlich treue Widergabe derselben angesehen werden kann, daß er aber allerdings Platons Meinung über den Fall ausdrückt und zugleich Sokrates sprechen läßt, wie er nach Platons Überzeugung hätte sprechen können. Ich glaube deshalb, Ihnen ein wenigstens teilweises Verständnis der sokratischen Persönlichkeit noch am besten vermitteln zu können, indem ich Sie mit dem hauptsächlichsten Inhalte und den bezeichnendsten Stellen der platonischen Apologie bekannt mache.

Nachdem sich Sokrates wegen seiner schlichten Redeweise entschuldigt hat, unterscheidet er von der eben zur Verhandlung stehenden Anklage eine frühere und gefährlichere, mit der Verleumder seit vielen Jahren die Ohren des Volkes angefüllt haben, indem sie von ihm behaupteten, was man eben von allen Philosophen zu behaupten pflegt: daß sie nämlich (wie die alten Naturphilosophen) die unterirdischen und himmlischen Erscheinungen studieren (und so die angestammte Religion untergraben), und daß sie (wie die Sophisten) die schwächere Sache zur stärkeren machen. Was nun das erste anbelangt, so verstehe er von diesen Dingen auch nicht das mindeste, was er aber nicht sage, um eine solche Wissenschaft herabzusetzen, wenn wirklich jemand in ihr gesicherte Kenntnisse habe, sondern nur, weil er eben an ihr durchaus keinen Teil habe. Und es könnten die Anwesenden bezeugen, daß er nie von solchen Gegenständen spreche. „Aber auch,<sup>1</sup> wenn ihr vielleicht von irgend wem gehört habt, daß ich Leute zu erziehen suche und (dafür) Geld nehme, auch an alledem ist nichts Wahres. Denn auch dies (zwar) scheint mir eine schöne Sache, wenn einer imstande ist, Menschen zu erziehen, wie Gorgias von Leontinoi, Prodikos

<sup>1</sup>) Apolog. p. 19 d ff.

von Keos und Hippias von Elis. Denn diese alle, ihr Männer, gehen in alle Städte und vermögen die jungen Leute, denen es doch frei stünde, von ihren Mitbürgern mit wem sie wollten häufigen Umgang zu pflegen, — diese also sind sie im stande dahin zu bringen, daß sie von dem Umgang mit jenen ablassen und mit ihnen verkehren, und ihnen (noch obendrein) Geld geben und Dank wissen. Denn — da ist (ja z. B.) noch ein anderer gelehrter Mann hier, ein Parier, den ich selbst hier am Orte gesehen habe. Ich begegnete nämlich zufällig einem Manne, der den Sophisten mehr Geld gezahlt hat als alle anderen zusammen, — Kallias (mein' ich), den Sohn des Hipponikos. Diesen also frag' ich — er hat nämlich zwei Söhne — Kallias, sag' ich, wenn deine beiden Jungen Füllen oder Kälber wären, so könnten wir für sie wohl einen Aufseher nehmen und anstellen, der im stande wäre, sie in der ihnen zukommenden Tüchtigkeit gefällig und tauglich zu machen; es wäre das aber ein Bereiter oder ein Ackersmann; nun sie aber Menschen sind, wen hast du vor, ihnen zum Aufseher zu nehmen? Wer wäre (wohl) kundig in bezug auf eine solche Tüchtigkeit, die menschliche und bürgerliche? Denn ich denke, du wirst darüber nachgedacht haben, da du ja die Söhne hast. Gibts einen solchen, sag' ich, oder nicht? O, freilich, sagt er. Wer denn, sag' ich, und wo ist er her, und was kostet sein Unterricht? Euenos, sagt er, Sokrates, aus Paros, fünf Minen. Und da pries ich den Euenos selig, wenn er wirklich diese Kunst versteht und so herrlich unterrichtet. Auch ich selbst würde mir also schön vorkommen und damit Staat machen, wenn ich das verstünde. Aber ich verstehe es (eben) nicht, ihr Athener! — Jetzt möchte mich aber vielleicht einer von euch unterbrechen (und sagen): Aber, Sokrates, was treibst du denn (eigentlich)? Woher sind denn diese Verleumdungen gegen dich entstanden? Denn gewiß, wenn du nicht, mit allen Anderen verglichen, etwas ganz außerordentliches getrieben hättest, so wäre nicht über dich eine solche Nachrede und ein solcher Ruf entstanden, — wenn du nicht etwas ganz anderes getan hättest als die Mehrzahl. Sag' uns also, was es ist, da-

mit mir nicht ohne Sachkenntnis über dich (entscheiden).“ Diese Frage wolle er beantworten. „Ich habe nämlich, ihr Männer, diesen Ruf erlangt durch nichts anderes, als durch eine gewisse Weisheit. Was für eine Weisheit aber ist das? Wie eben etwa die menschliche Weisheit ist. Denn in dieser ist es wirklich möglich, daß ich weise bin; jene aber, von denen ich eben sprach, mögen vielleicht in einer höheren, als der Menschheit zukommt, weise sein — oder ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, denn ich verstehe ja gar nichts von ihr, und wer das behauptet, der sagt die Unwahrheit und will mich damit verleumden. Und, ihr Athener, macht mir keinen Lärm; auch nicht, wenn ich mich zu überheben scheine. Denn, was ich sagen will, sind nicht meine Worte, sondern ich werde sie euch auf eine glaubwürdige Aussage zurückführen. Denn über meine Weisheit, ob sie wirklich existiert und welcher Art sie ist, darüber werde ich euch als Zeugen führen — den delphischen Apollon. Nämlich — ihr erinnert euch doch wohl des Chairephon. Der war mein Kamerad von Kindheit an und war auch ein Parteigenosse von euch Demokraten, und ist da mit euch emigriert und mit euch wieder zurückgekommen. Und ihr wißt ja, wie Chairephon war, wie eifrig in allem, was er angriff. Und so kam er auch einmal nach Delphi und war so verwegen, an das Orakel folgende Frage zu richten — und, wie gesagt, lärmt nicht, ihr Männer —; er fragte also, ob jemand weiser sei als ich. Und die Pythia gab zur Antwort, es sei niemand weiser. Und dies wird euch dieser sein Bruder hier bezeugen, nachdem jener gestorben ist. — Bedenkt aber, weswegen ich das erzähle. Ich will euch nämlich klar machen, wie die Verleumdung gegen mich entstanden ist. Nämlich, als ich das hörte, dachte ich bei mir folgendes: was mag wohl der Gott sagen wollen, und was gibt er da für ein Rätsel auf? Denn ich bin mir doch wahrlich bewußt, nicht sehr weise und auch nicht (einmal) etwas weise zu sein. Was meint er also, wenn er sagt, ich sei der Weiseste? Denn lügen tut er doch gewiß nicht; das wäre ja gegen seine Natur. Und lange Zeit war ich ratlos, was er wohl meine? Dann

aber wandte ich mich, ungern genug, dazu, es etwa auf folgende Art zu finden. Ich ging zu einem, der als weise galt, um hier, wenn irgendwo, das Orakel zu widerlegen und dem Spruch klar zu machen: ‚Dieser ist doch weiser als ich, obwohl du gesagt hast, ich sei es.‘ Als ich nun diesen untersuchte — den Namen brauche ich ja nicht zu nennen, es war aber ein Politiker, mit dem ich eine solche Erfahrung machte, ihr Athener — und wie ich mit ihm sprach, hatte ich den Eindruck, daß dieser Mann zwar vielen anderen Menschen und besonders sich selbst weise vorkomme, es aber nicht sei; und da suchte ich ihm zu zeigen, daß er glaube, weise zu sein, ohne es zu sein. Und infolgedessen wurde ich ihm verhaßt und vielen Anwesenden. Ich aber dachte im Weggehen so bei mir: weiser als dieser Mensch bin ich schon; denn es mag zwar wohl sein, daß keiner von uns beiden etwas rechtes und ordentliches weiß; aber er glaubt etwas zu wissen, obwohl er nichts weiß; ich aber glaube ebensowenig etwas zu wissen, wie ich eben nichts weiß. Es sieht also aus, als ob ich eben um dieses wenige weiser wäre denn er, daß ich, was ich nicht weiß, mir auch nicht einbilde zu wissen. Und da ging ich zu einem anderen, der weiser zu sein schien als jener (erste), und hatte (aber) eben diesen selben Eindruck; und da wurde ich auch ihm und vielen anderen verhaßt.“ Nach den Politikern sei er nun zu den Dichtern gegangen und habe sie über ihre Werke ausgefragt. Aber unglaublicherweise hätten sie über ihre eigenen Schöpfungen fast noch ungenügender Auskunft gegeben als die Laien; und so habe er eingesehen, daß die Dichter nicht infolge eines besonderen Wissens produzieren, sondern kraft einer gewissen Naturanlage und im Enthusiasmus, dabei aber sich einbilden, alle Dinge zu verstehen. Sokrates kam also zu der Meinung, er sei ihnen in demselben Sinne überlegen wie den Politikern. Endlich habe sich seine Untersuchung den Handwerkern zugewandt, und hier habe er in der Tat ein gediegenes fachliches Wissen angetroffen. Aber auch hier denselben Dünkel wie bei den Dichtern, indem nämlich jeder Meister, weil er sein Handwerk verstand, auch alles



andere zu verstehen meinte. Und dieser ihr Weisheitsdünkel habe ihr wirkliches Wissen reichlich aufgewogen. Aus dieser Ausforschung nun seien ihm all der Haß und die Verleumdung entstanden. Denn, sagt er, bei einer solchen Unterredung „meinen die Zuhörer immer, ich müsse darin ein Wissen besitzen, worin ich den anderen widerlege. In Wahrheit aber, ihr Männer, dürfte es so stehen, daß der Gott weise ist und in seinem Orakel eben das sagen will, daß die menschliche Weisheit wenig oder (gar) nichts wert ist. Und es scheint, daß er nicht von Sokrates dieses aussagen wollte, sondern sich meines Namens nur bedient hat, um mich als Beispiel zu verwenden — so, als wollte er sagen: derjenige, ihr Menschen, ist (noch) der weiseste, der wie Sokrates eingesehen hat, daß er in Wahrheit nicht zur Weisheit taugt.“ Nun fänden sich zahlreiche junge Leute, denen es Vergnügen macht, ihm bei diesen Gesprächen zuzuhören, und die dann auch ihrerseits ihn nachahmen. Und diejenigen, welche sie ausforschen, zürnten dann ihm und beschuldigten ihn, daß er die Jugend verderbe. Und so sei die jetzt zur Verhandlung stehende Anklage entstanden, in der Meletos behaupte, er sei schuldig, die Jugend zu verderben. „Ich aber, ihr Athener, behaupte, daß Meletos schuldig ist, (euch) geflissentlich zum besten zu haben, da er leichtfertig Leute vor Gericht zieht und so tut, als wäre er ernsthaft besorgt um Dinge, an denen ihm niemals etwas gelegen ist. Ich will euch aber auch zu beweisen trachten, daß sich das so verhält. — Und nun komm (einmal) her, Meletos, und sag' mir: „Ist es nicht so, daß dir viel daran liegt, daß die jungen Leute so trefflich als möglich werden?“ „Jawohl.“ (Sie werden bemerken, daß die folgenden Antworten des Meletos von der äußersten Dummheit sind. Es ist Platon nicht zuzutrauen und ist gar nicht seine Art, daß er dem Gegner solchen Unsinn in den Mund gelegt, sich die Aufgabe in diesem Maße erleichtert hätte. Ich halte deshalb den folgenden Dialog im wesentlichen für geschichtlich.) „Also komm' und sage diesen (hier), wer sie bessert. Denn offenbar weißt du's, da dir ja daran liegt. Denn den, der sie

schlechter macht, hast du ja herausgefunden, wie du behauptest, da du mich hier hereinbringst und anklagst; also jetzt, bitte, sag' ihnen auch deutlich: wer ist es denn, der sie besser macht? — Siehst du, Meletos, wie du schweigst und keine Antwort weißt? Aber scheint dir das nicht eine Schande zu sein und ein genügender Beweis für das, was ich sage, daß dir das gar nicht am Herzen liegt? Aber sag' uns (doch), Bester, wer macht sie besser?“ „Die Gesetze.“ „Aber das frag' ich doch nicht, Bester, sondern: welcher Mensch? Der freilich auch vor allem die Gesetze kennen muß.“ „Diese, Sokrates, die Richter.“ „Wie sagst du, Meletos? Diese Männer hier wären imstande, die jungen Leute zu bilden und besser zu machen?“ „Ganz gewiß.“ „Alle, oder nur einige von ihnen, andere aber nicht?“ „Alle.“ „Ein schönes Wort, bei der Hera, und eine Fülle von nützlichen Menschen. Aber wie? Die Zuhörer hier — bessern (auch) sie oder nicht?“ „Auch sie.“ „Und die Ratsherrn?“ „Auch die Ratsherrn.“ „Aber nun, Meletos, die Teilnehmer an der Volksversammlung, verderben die etwa die Jugend, oder machen auch sie alle sie besser?“ „Auch sie.“ „Alle Athener also, scheint es, machen (die jungen Leute) gut — mich ausgenommen; und ich allein mache sie schlecht! Meinst du's so?“ „Ja, so mein' ich's, ganz entschieden.“ „Da hast du mich freilich zu einem großen Unglück verdammt. Und nun sag' mir: meinst du, daß es sich auch bei den Pferden so verhält? Daß (nämlich) alle Menschen sie besser machen und einer sie verdirbt? Oder ist, ganz im Gegenteil, einer imstande, sie besser zu machen, oder ganz wenige: die Reiter; wenn aber der große Haufe sich mit den Pferden einläßt und sie gebraucht, so verdirbt er sie? Verhält es sich nicht so, Meletos, mit den Pferden und auch mit den übrigen Tieren? Ganz gewiß, ob du und Anytos nun ja! sagt oder nein! Denn es wäre wahrlich ein großes Glück, wenn nur einer die Jugend schlechter machte, alle anderen aber ihr nützten. Aber, Meletos, du zeigst ja schon zur Genüge, daß du nie (auch nur) an die Jugend gedacht hast, und beweisest uns deutlich, daß dir an dem gar nichts gelegen ist, weswegen du

mich (hier) hereingebracht hast. — Noch aber sag' uns, beim Zeus! Meletos, lebt sich's besser unter guten Mitbürgern oder unter schlechten? Antworte, Freund! Ich frage dich ja nichts schwieriges. Fügen nicht die Schlechten ihren Nächsten schlechtes zu, die Guten aber gutes?" „Ja freilich.“ „Gibt es nun einen, der vorzöge, von seinen Mitmenschen geschädigt statt gefördert zu werden? Antworte, Bester! Denn auch das Gesetz heißt dich antworten. Gibt es einen, der es vorzieht, geschädigt zu werden?" „Das nicht.“ „Und nun, klagst du mich an, daß ich die jungen Leute verderbe und schlechter mache — absichtlich oder unabsichtlich?" „Absichtlich, mein' ich.“ „Wie? Meletos! So viel weiser bist du in deinen Jahren als ich in meinen Jahren, daß du zwar (schon) eingesehen hast, daß stets die Schlechten ihren Nächsten schlechtes tun, die Guten aber gutes; ich aber habe es in der Unwissenheit so weit gebracht, daß ich nicht einmal das weiß, daß, wenn ich einen Bekannten schlecht mache, ich Gefahr laufe, von ihm Übles zu erfahren, und also ein so großes Übel absichtlich mir zuziehe, wie du behauptest? Das glaube ich dir nicht, Meletos, und, glaub' ich, auch kein anderer Mensch; sondern, entweder verderbe ich sie (überhaupt) nicht, oder, wenn ich sie verderbe, (geschieht es) unabsichtlich: du also hast in beiden Fällen Unrecht. Verderbe ich sie aber unabsichtlich, dann entspricht es nicht dem Gesetz, einen wegen derartiger unfreiwilliger Verfehlungen hierher zu zitieren, sondern vielmehr, ihn bei Seite zu nehmen, aufzuklären und zurecht zu weisen. Denn offenbar werde ich, was ich unabsichtlich tue, aufgeben, wenn ich's einsehe. Du aber, mit mir zu reden und mich aufzuklären, — das hast du vermieden und hast es nicht gewollt. Hieher aber hast du mich vorladen lassen, wo nach dem Gesetz diejenigen erscheinen sollen, die der Strafe bedürfen, nicht aber der Belehrung. — Aber, ihr Athener, das ist doch wohl schon klar, was ich sagte, daß sich Meletos um diese Dinge niemals, weder viel noch wenig, gekümmert hat. Trotzdem aber, Meletos, sag' uns doch noch, wodurch du meinst, daß ich die jungen Leute verderbe. Der

von dir eingereichten Klage nach offenbar dadurch, daß ich sie anweise, jene Götter nicht anzuerkennen, die die Stadt anerkennt, sondern ein anderes neues Geisterwesen. Behauptest du nicht dies: daß ich sie durch (solche) Anweisung verderbe?“ „Und zwar behaupte ich das mit aller Entschiedenheit.“ „Bei diesen Göttern selbst nun, Meletos, von denen jetzt die Rede ist, sag' es noch deutlicher — mir und diesen Männern. Ich nämlich kann nicht verstehen, ob du meinst, ich lehrte, man solle zwar an das Dasein von irgendwelchen Göttern glauben, und ich glaubte also auch selbst an Götter und sei nicht ganz und gar gottlos, und nicht darin bestünde meine Schuld, (sondern darin, daß ich) nicht an jene glaube, an welche die Stadt glaubt, vielmehr an andere, und dies sei eben, was du mir vorwirfst, daß es andere (sind)? — oder ob du behauptest, daß ich selbst überhaupt an keine Götter glaube und auch Andere (eben) dieses lehre.“ „Das meine ich, daß du überhaupt nicht an Götter glaubst.“ „O du unbezahlbarer Meletos, was redest du da? Nicht einmal die Sonne und den Mond halte ich für Götter, wie die anderen Menschen?“ „Nein, beim Zeus, ihr Richter, denn er behauptet, die Sonne sei ein Stein und der Mond eine Erde.“ „Gegen Anaxagoras glaubst du wohl, lieber Meletos, deine Anklage zu vertreten, und so sehr verachtetest du diese Männer und hältst sie für so ungebildet, daß sie nicht wissen, daß es die Bücher des Klazomeniers Anaxagoras sind, die von diesen Reden voll sind! Und das also erfahren die jungen Leute von mir, was sie (doch) alle Augenblicke um eine Drachme, wenns hoch kommt, beim Buchhändler kaufen können, um dann den Sokrates auszulachen, wenn er es sich zuschreibt — besonders wo es doch so ungereimtes Zeug ist! Aber beim Zeus!, in diesem Sinne (also) meinst du, daß ich an keinen Gott glaube?“ „Ja, beim Zeus, an keinen und in keinem Sinne.“ „Du bist ungläubig, Meletos, und zwar, wie mir scheint, auch dir selbst gegenüber. Denn mir kommt vor, ihr Athener, daß dieser Mensch übermütig und zügellos ist, und daß er einfach aus Übermut und Zügellosigkeit und Kinderei diese Klage eingebracht hat. Denn es

ist, als ob er ein Rätsel machen und probieren möchte: wird wohl der weise Sokrates bemerken, daß ich Spaß mache und mir selbst widerspreche, oder werde ich ihn und die anderen Zuhörer drankriegen? Denn er scheint sich mir in seiner Klage selbst zu widersprechen, grade als ob er sagte: Sokrates ist schuldig, nicht an Götter zu glauben, sondern an Götter zu glauben. Und das ist doch die Art eines Spaßmachers. — Untersucht aber mit mir, ihr Männer, wieso mir das so vorkommt; du aber, Meletos, antworte uns; und ihr — worum ich euch schon anfangs gebeten habe, daran erinnert euch — und macht keinen Lärm, wenn ich in der gewohnten Weise rede. Gibt es jemanden, Meletos, der an ein Menschenwesen glaubt, aber nicht an Menschen? Er soll antworten, ihr Männer, und nicht immerfort Lärm machen! Gibt's einen, der zwar nicht an Pferde glaubt, wohl aber an ein Pferdewesen? Oder einen, der zwar nicht an Flötenspieler glaubt, wohl aber an ein Flötenspielerwesen? Es gibt keinen, bester Mann! Wenn du nicht antworten willst, so sage ich's dir und diesen anderen. Auf das aber antworte jetzt: gibt's einen, der glaubt, es gebe ein Geisterwesen, Geister aber nicht? „Es gibt keinen.“ „Was du für Fortschritte gemacht hast, daß du endlich antwortest, — da dich diese Männer dazu zwingen! Also, du behauptest, ich glaube an ein Geisterwesen und lehre (daran zu glauben), es sei nun neues oder altes: aber an ein Geisterwesen glaube ich doch nach deiner Rede, und das hast du ja auch in deiner Anklageschrift eidlich erhärtet. Wenn ich aber an ein Geisterwesen glaube, so ist es offenbar absolut notwendig, daß ich auch an Geister glaube. Ist es nicht so? Es ist so; denn da du nicht antwortest, so nehme ich an, daß du's zugibst. Halten wir aber nicht die Geister entweder für Götter oder für Götterkinder? — Ja oder nein?“ „Gewiß.“ „Also, wenn ich an Geister glaube, wie du behauptest, und wenn — erster Fall — die Geister zu den Göttern gehören, dann wäre das, was ich sage, daß du Rätsel aufgibst und Spaß machst, indem du sagst, ich glaube nicht an Götter, und doch wieder an Götter, da ich doch an Geister glaube; wenn aber hinwiederum

— zweiter Fall — die Geister irgendwie unebenbürtige Kinder von Göttern sind, sei es von Nymphen oder von irgendwelchen anderen (Weibern), wie man ja auch sagt — welcher Mensch könnte glauben, daß es zwar Götterkinder gibt, Götter aber nicht? Das wäre ebenso unsinnig, wie wenn einer meinte, es gebe wohl Kinder von Pferden und Eseln, nämlich Maultiere, Pferde und Esel aber nicht? Aber es ist ja gar nicht möglich, Meletos, daß du das (aus einem anderen Grund) in deine Klage hineingeschrieben hast, als weil du (entweder) uns auf die Probe stellen wolltest, oder weil du in Verlegenheit warst, was für eine wirkliche Schuld du mir vorwerfen könntest. Daß du aber irgend einem Menschen, der auch nur ein bißchen Verstand hat, einreden könntest, daß es nicht derselbe sei, der an ein Geisteswesen und an Götter glaubt, und wiederum derselbe, der weder an Geister, noch an Götter, noch an Heroen glaubt, — dazu ist gar keine Möglichkeit vorhanden.“ Es sei also klar, daß er nicht dessen schuldig sei, was Meletos ihm Schuld gebe. Wenn aber jemand sage: es sei doch eine Schande, so eine Beschäftigung zu treiben, bei der man Gefahr laufe, ums Leben zu kommen, so erwidere er, ein Mann von auch nur einigem Wert werde nicht die Chancen des Lebens und Sterbens in Rechnung ziehen, sondern allein darauf sehen, ob er Recht oder Unrecht tue. Und wenn man von einem Oberen an einen Posten gestellt werde, so müsse man dort aushalten, ohne sich um die Gefahr des Todes zu kümmern. Nun habe nach seiner Überzeugung der Gott ihm aufgetragen, in der philosophischen Prüfung seiner selbst und anderer sein Leben zu verbringen. Wenn er also jetzt aus Furcht vor dem Tode seinen Posten verlasse, dann könnte man ihn mit Recht vor Gericht stellen als einen, der nicht an Gott glaubt, da er ihm ungehorsam wäre und weise zu sein meint, ohne es zu sein. Denn dieses tue, wer den Tod fürchte. Ob nämlich der Tod ein Gut oder ein Übel sei, das wisse er nicht; das aber wisse er, daß es unrecht und schimpflich sei, dem Besseren nicht zu gehorchen. Wenn man ihm also ein Übereinkommen vorschläge: er solle freigesprochen

werden, dafür aber sich verpflichten, die Menschenprüfung zu lassen, so müßte er das ablehnen. Denn er würde nie aufhören, jedem, dem er begegnete, Fremden und Einheimischen — den letzteren aber als den Näherstehenden noch mehr — zu sagen, was er immer und allein sage: „Schämst du dich nicht, mein Bester, als ein Bürger von Athen, einer so großen und wegen ihrer Macht und Weisheit so berühmten Stadt, dich zwar darum zu bekümmern, daß du möglichst viel Geld und Ruhm und Ehre habest, um Einsicht und Wahrheit und darum aber, daß du eine möglichst tüchtige Seele habest, kümmerst du dich nicht und denkst nicht daran? Und wenn einer von euch ausweicht und sagt, er kümmere sich schon darum, werde ich ihn nicht gleich loslassen und weggehen, sondern ich werde ihn ausfragen und ausforschen und mit Gründen überwinden, und wenn mir scheint, daß er keine Tüchtigkeit hat, (sie) aber (zu haben) behauptet, werd' ich ihm vorwerfen, daß er, was am meisten wert ist, am wenigsten schätzt, das geringere aber höher.“ So sei er nun einmal. Und wenn ihn die Athener töteten, so würden sie sich selbst mehr schaden als ihm. „Denn mir kann weder Meletos noch Anytos schaden. Sie könnten es ja auch gar nicht. Denn ich glaube, es ist nicht nach der Ordnung der Welt, daß der bessere Mann vom schlechteren geschädigt wird. Sondern er kann mich vielleicht töten oder verbrennen oder entehren; aber dies hält vielleicht dieser oder jener für große Übel, ich aber nicht, sondern vielmehr, wenn einer handelt, wie jetzt dieser, nämlich wenn er einen Menschen ungerechterweise zu töten sucht. Jetzt also, ihr Athener, ist gar keine Rede davon, daß ich für mich spreche — wie wohl einer glauben möchte —; sondern für euch (rede ich), daß ihr euch nicht versündigt an dem Geschenk des Gottes, indem ihr mich verurteilt. Denn wenn ihr mich tötet, werdet ihr nicht leicht einen anderen solchen finden, der geradezu — wenn es auch recht lächerlich klingt — vom Gotte der Stadt beigegeben ist, — sowie ein großes und edles Roß, das aber infolge seiner Größe etwas schläfrig ist, es nötig hat, von einer Stechfliege wach erhalten zu werden.

Als eine solche nun hat mich, scheint mir, der Gott der Stadt zugeführt — — —“ Dafür aber, daß er wirklich im Dienste einer derartigen Mission wirke, und durch sein Tun nicht seinen eigenen Vorteil suche, könne er einen Zeugen führen: seine Armut. Er verteidigt sich nun ausführlich gegen den echt antiken Vorwurf, daß er sich an den Staatsgeschäften nicht aktiv beteilige und beruft sich für die Wahrheit seiner Darstellung auf das Zeugnis seiner anwesenden Jünger und deren älterer Verwandter. Von diesen Freunden mögen denn auch, wie Xenophon<sup>1</sup> berichtet, einige zu seinen Gunsten gesprochen haben, und auch die Tradition<sup>2</sup>, daß Platon unter diesen gewesen, jedoch durch die Menge von der Tribüne herabgelärmt worden sei, tritt in einer Form auf, der nicht von vornherein der Glaube abgesprochen werden kann. Und endlich rechtfertigt er sich, daß er von den herkömmlichen Mitteln, die Richter zu rühren, keinen Gebrauch mache.

Bei der nunmehr folgenden Abstimmung wurde Sokrates mit einem Mehr von etwa 60 Stimmen schuldig gesprochen. Es folgt daher die Verhandlung über das Strafausmaß. Die Kläger beantragen die Verhängung der Todesstrafe. Sokrates erhält das Wort, um einen Gegenantrag zu stellen. Er sagt, von Rechtswegen müßte er, der sich nur einer wohltätigen Wirksamkeit bewußt sei, auch auf eine Belohnung antragen, und zwar, da er zur Wohlfahrt der Stadt doch wirklich etwas beigetragen habe, zum mindesten auf dieselbe Belohnung, die den olympischen Siegern zuteil werde, die doch nur zum Schein der Wohlfahrt beitragen: nämlich auf die lebenslängliche Verköstigung aus Staatsmitteln, die sogenannte Speisung im Prytaneum. So aber sei es ihm sehr schwer, einen Antrag zu stellen. Denn auch in der Verbannung würde ihm seine Lebensweise wieder dieselben Fährlichkeiten zuziehen. Und von ihr könne er einmal nicht lassen. „Und euch davon zu überzeugen, das ist nun das allerschwierigste. Denn sage ich, das hieße: dem Gotte ungehorsam sein, und deshalb könne ich nicht Ruhe geben, so meint

<sup>1</sup>) Apolog. 22. <sup>2</sup>) Diog. Laert. II. 41.



ihr, ich scherze, und glaubt mir nicht; sage ich aber wiederum, es sei eben das für den Menschen das größte Gut, jeden Tag über die Tugend Gespräche zu führen, und über das andere, worüber ihr mich reden hört, wenn ich mich selbst und die anderen erforsche, und ein Leben ohne Erforschung sei für einen Menschen gar nicht lebenswert, — wenn ich das sage, glaubt ihr mir noch weniger.“ Er könne also höchstens auf eine geringe Geldstrafe antragen, z. B. auf eine Mine Silbers, oder, da sich ihm etliche Freunde, worunter Platon, zu Bürgen erböten, etwa sogar auf 30 Minen. Das also beantrage er.

Dieser Antrag hat sein Leben nicht gerettet. Die Geschworenen verurteilten ihn mit erhöhter Majorität zum Tode. Damit war die eigentliche Verhandlung zu Ende. Allein „so lange die Behörde beschäftigt ist, und mich noch nicht dorthin führen läßt, wo ich sterben muß, hindert ja nichts, daß wir uns unterreden, solange es erlaubt ist“. Sokrates spricht deshalb noch einmal, mit den Worten beginnend: „Nur um eines kurzen Zeitraumes willen habt ihr, Athener, euch von seiten derer, die Athen schmähen wollen, dem Ruf und der Beschuldigung ausgesetzt, daß ihr Sokrates, den Weisen, getötet hättet; denn, wenn ich auch nicht weise bin, so werden es doch gewiß diejenigen behaupten, welche euch herabsetzen wollen. Hättet ihr nun noch eine kleine Zeit gewartet, so wäre dasselbe von selbst eingetreten; denn ihr seht ja mein Alter, wie weit es schon im Leben vorgerückt, und wie nahe es dem Tode ist.“ Er apostrophiert nun zunächst jene, die gegen ihn gestimmt, und weisagt ihnen, seine Jünger würden sein Werk fortsetzen, und jene also nichts durch seinen Tod gewinnen. Dann wendet er sich an die „wahren Richter“, die für ihn gestimmt, und meint, er habe Grund zu der Annahme, daß der Tod für ihn nicht ein Übel, sondern ein Gut bedeute: „Betrachten wir es aber auch von dieser Seite, wie stark die Hoffnung ist, daß er ein Gut sei. Nämlich offenbar ist das Totsein eins von zwei Dingen: entweder ist es so, als ob der Tote nichts wäre und von gar nichts ein Bewußtsein hätte; oder es ist, wie man sagt, eine Verwand-

lung und ein Umziehen aus dieser Behausung hier in eine andere. Ist es nun eine Bewußtlosigkeit, und gleicht einem Schlafe, in dem der Schlafende nicht einmal irgend einen Traum hat, dann wäre ja der Tod ein unbezahlbarer Gewinn. Denn ich denke, wenn einer neben eine solche Nacht, in der er also geschlafen hat, daß er nicht einmal träumte, alle anderen Tage und Nächte seines Lebens stellen, und nun nach (reiflicher) Überlegung sagen sollte, wie viele Tage und Nächte er in seinem Leben besser und angenehmer verlebt habe als diese Nacht, dann, denk' ich, würde nicht nur irgend ein Privatmann, sondern der Großkönig (selbst) diese Tage und Nächte sehr viel rascher überzählen können als die übrigen. Ist also der Tod etwas dergleichen, so nenn' ich ihn einen Gewinn; denn auf diese Weise erschiene ja die Ewigkeit nicht länger als eine Nacht. Ist aber dagegen der Tod gleichsam eine Auswanderung von hier an einen anderen Ort, und ist das wahr, was überliefert ist, daß also dort alle Toten beisammen sind, was gäbe es dann für ein größeres Gut, ihr Richter, als dieses? Denn wenn man bei dieser Auswanderung im Hades statt dieser angeblichen Richter hier, die man ja dann los wäre, die wahren Richter fände, von denen es ja heißt, daß sie dort richten: Minos und Radamanthys und Aiakos und Triptolemos, und die anderen Halbgötter, die in ihrem Lebengerecht waren, wäre das ein schlechter Tausch? Oder aber, mit Orpheus zusammenzutreffen, und mit Musaios und mit Hesiod und mit Homer, wieviel würdet ihr wohl dafür geben? Ich wenigstens will viele Mal sterben, wenn das wahr ist. Denn für mich wäre ja das Leben dort auch deshalb herrlich, weil ich da dem Palamedes begegnen würde, und dem Aias, dem Sohn des Telamon, und wer sonst von den Alten durch einen ungerechten Richterspruch geendet hat: ich würde dann meine Leiden mit den ihrigen vergleichen, und ich denke, das wäre nicht übel. Und nun die Hauptsache: zu leben, indem man die dorten prüft und erforscht wie die hier: wer von ihnen (wirklich) weise ist, und wer sich's nur einbildet, ohne es zu sein. Was würdet ihr nicht darum geben, ihr Richter, den

(Agamemnon) zu prüfen, der das große Heer nach Troja geführt hat, oder den Odysseus oder den Sisyphos — und unzählige andere könnte man ja nennen, Männer und Weiber. Mit all denen dort zu reden und zu verkehren, und sie auszuforschen, das wäre ja eine unfassbare Seligkeit! Und die dorten töten einen deswegen ganz gewiß nicht; denn man ist dort nicht nur überhaupt glücklicher als hier, sondern nun auch für alle kommende Zeit unsterblich — wenn es nämlich mit der Überlieferung seine Richtigkeit hat. — Aber auch ihr, ihr Richter, müsset in bezug auf den Tod guter Hoffnung sein, und dieses eine als die Wahrheit erkennen, daß es für einen guten Mann kein Übel gibt, weder im Leben noch nach dem Tode, und daß sein Schicksal von den Göttern nicht vernachlässigt wird. So ist auch das meine jetzt nicht zufällig so geworden, sondern soviel ist mir klar, daß es für mich schon besser war, zu sterben und mich von den Geschäften zurückzuziehen. Und deshalb — — — zürne ich denen, die mich angeklagt und verurteilt haben, nicht besonders. Freilich: nicht in dieser Gesinnung haben sie mich angeklagt und verurteilt, sondern sie dachten mir zu schaden, und insofern verdienen sie Tadel. Um das eine aber bitte ich sie: wenn meine Söhne heranwachsen, und es scheint euch, daß sie sich um Geld oder um sonst etwas mehr kümmern als um die Tüchtigkeit, und daß sie sich einbilden, etwas zu sein, was sie nicht sind; dann straft sie, ihr Männer, indem ihr sie ganz ebenso ärgert, wie ich euch geärgert habe, und scheltet sie, wie ich euch gescholten habe, daß sie sich nicht um das kümmern, um was sie sich kümmern sollten, und sich einbilden, etwas vorzustellen, obwohl sie nichts wert sind. Und wenn ihr das tut, dann wird mir Gerechtigkeit von euch widerfahren sein, mir und meinen Söhnen. — Aber es ist ja (wohl) schon Zeit, fortzugehen: mir zum Tode, euch zum Leben. Wer aber von uns dem besseren Schicksal entgegengeht, das weiß niemand, als nur der Gott.“ Und nach diesen Worten wurde Sokrates in das Gefängnis abgeführt.